

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 8

Artikel: Frau Menga [Schluss]
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8 - 1933

*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

*

23. Jahrgang

Wintereinsamkeit. Von Emil Hügli.

Nun liegt die Welt in Schnee gehüllt
So schön wie eine tote Braut;
Von Schweigen ist die Luft erfüllt —
Kein Menschentritt, kein Vogellaut.

Der Bergwald wurde zum Palast,
Gebaut aus Marmor und Kristall:
Die Wipfel blendender Damast,
Die Stämme gleissendes Metall.

Die grosse Stille ist erwacht
Und Todeskälte allerwärts . . .
Ich aber trage durch die Pracht
Mein sehnsuchts-unruhvolles Herz.

Und durch das Schweigen ferne brüllt
Ein Hirsch, das tönt wie Klagelaut . . .
Doch stumm liegt rings in Schnee gehüllt
Die Welt gleich einer toten Braut.

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

8

Wozu brauchte Frau Menga dieses Glück zu stören? Vielleicht war ihre Krankheit nur ein Vorwand gewesen, Fortunat anzulocken und für ihren Plan gefügig zu machen. O, sie sollte ihr Ziel nicht erreichen. Sie wollte sich nicht einfach ihr ergeben, sie wollte mit ihm kämpfen, um Fortunat, um ihr Glück.

Frau Menga stand vor ihm in ihrer schlanken Beweglichkeit, wie sie sie am Breiler Jugendfest zuerst bewundert hatte. Es hatte Ellen geschmerzt, als sie die Tumaschkinder zunächst an ihren Tisch gezogen und ihnen die Teller gefüllt hatte.

Wieder stand Frau Menga vor ihm, festlich wie an ihrer Hochzeit, im schweren schwarzen Seidenkleid, in der schlachten, zu ihr gehörigen Form, die dunkeln Zöpfe dicht um den Kopf geschlossen. Der Inbegriff alles dessen, was Ellen an Breil liebte.

„Das ist Stil“, hatte ein Maler sie bewundert; die andern waren irgend welche reiche Frauen, sie war Frau Menga Caliver.

Ellen ließ die Hände sinken, die sich kampfbereit gegen Frau Menga erhoben hatten. Nicht die Mutter allein, mit ihr kämpfte die Heimat um Fortunat. Wie sollte sie dagegen streiten?

Frau Mengas Kraft wurzelte fest im Boden, so beweglich sie darüber emporragte. Und Ellen wurde es bewußt, daß ihr dieser Halt fehlte, daß sie heimatlos war. Sie hatte ja nicht einmal einen Namen, der so recht zu ihr gehörte: Ellen nannte sie die Mutter, Helen der Vater, und

Fortunat erfand ihr alle paar Wochen einen neuen Rosenamen.

Da stöhnte Fortunat im Schlaf, und sie wußte nur wieder das Eine, daß er unglücklich war, daß er an ihrer Seite unglücklich geworden. Zu ihr hatte er kein Vertrauen gehabt, der Mutter hatte er sein Herz ausgeschüttet, über sie hinweg in ein neues Leben schreiten wollen. Nun fühlte sie sich erst ganz verlassen, seines Vertrauens nicht würdig, als unbrauchbar und minderwertig auf die Seite gestellt.

Eine lähmende Angst stieg in ihr auf wie so oft in ihren Kinder- und Mädchentagen.

Der Mutter Stimme klang vorwurfsvoll enttäuscht aus jenen Tagen herüber: „Du weißt dich auch gar nicht zu benehmen wie die andern, und wie siehst du aus, so erhibt und das Kleid zerdrückt!“

Seit jenem Kinderball hatte sie immer in Angst vor Enttäuschungen, in Angst vor der Mutter Fragen und Vorwürfen ihre Vergnügen erlebt, war von dieser Angst in ein unnatürliches Wesen getrieben worden, mit sich selbst uneins und unzufrieden, bis sie Fortunat lieb gewonnen, an ihm den Halt gefunden hatte. Jetzt hatte sie auch den verloren, jetzt war ihr auch dieses Größte und Beste mißlungen.

Verzweifelt starrte sie ins Dunkel, lange, lange, bis aus der Verlassenheit wie von weit her Fortunats Worte ihr wieder ins Bewußtsein drangen, daß Frau Menga ihn zu ihr geschickt, und daß er ihr nicht hätte verraten sollen, wie sie zu ihren Gunsten gesprochen. Frau Menga hatte ihn

zu ihr geschickt und hatte sie vor der Demütigung bewahren wollen? Das war wie eine Hand, die sich ihr entgegenstreckte — aber dann rüttelte es sie auf, weckte es ihren Stolz. Sie durfte sich nicht klein zeigen vor dieser Mutter. Sie wollte zu ihr, sie mußte zu ihr. Dort, bei Frau Menga würde sich alles entscheiden.

Aus dieser Eingebung stiegen ungeahnte Kräfte in ihr auf und groß und stark die Liebe zu Fortunat. Auf alles wollte sie verzichten, auf die Stadt, die Nähe der Eltern, ihren Ehrgeiz, nur nicht auf ihn. Vor der Auseinandersetzung mit der eigenen Mutter aber wollte sie sich flüchten, Kraft holen in Fortunats Heimat, nach der es sie mächtig hinzog.

Sie erwärmte sich an ihrem Entschluß, war stolz auf ihn, fühlte sich so heroisch wie nie in ihrem Leben. So heroisch wollte sie vor Frau Menga treten und ihr ihren großzügigen Verzicht anbieten. Das stärkte und beruhigte sie.

*

Frau Menga wanderte am Arm der Schwiegertochter durch weiße Frühlingswiesen, durch die Felder mit den aus dunkler Scholle zartgrün sprossenden Saaten. Neben den gelösten und doch beherrschten Bewegungen Frau Mengas, deren Fuß ihr nach der kurzen Zeit schon wieder völlig gehorchte, erschien Ellens Gang und Haltung gebunden und unfrei, von einer verhaltenen Anmut, die sich nicht zu entfalten wagte.

Die Angst, vor der Abreise noch der eigenen Mutter Rede stehen zu müssen und unter ihren forschenden Blicken wanke zu werden, hatte Ellen zur raschen Ausführung ihres Entschlusses getrieben. Am Telephon, das sie unerbittlich vor der Mutter Fragen gerufen, hatte sie sich hinter die Ausrede verschätzt, Frau Menga brauche Fortunat dringend zur Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten, und sie schulde ihr einen Krankenbesuch, worauf die Mutter sich wunderte, daß sie diese Pflicht so lange veräußert hätte.

Fortunat war unterwegs bei Frau Brida ausgestiegen, während Ellen tapfer vorausfuhr, stolz und bang, zuerst mit Frau Menga allein zu sein.

Aus der leisen Verlegenheit der ersten freundlich behutamen Zwiesprache an Frau Mengas Kaffeetisch flüchteten sich die beiden Frauen hinaus auf den Höhenweg gegen den Breiler Stein, der das Land talauf und -ab und tief unten am steilen Hang den Anstieg der Straße beherrschte, wo die Wanderer auf Augenblicke entdeckt werden konnten.

Ellens schwer errungene Selbständigkeit, ihr Stolz auf den großmütigen Verzicht war vor Frau Mengas Augen zusammengestürzt. Während Frau Menga teilnehmend nach Eltern, Haus und Garten sich erkundigte, bohrte sich Ellen immer stehender das Bewußtsein ein, daß Frau Menga sie eigentlich verachten mußte. Sie wußte ja, daß Fortunat sich bei ihr unglücklich gefühlt, daß er über sie hinweg sein Schicksal hatte entscheiden, vielleicht ohne sie seine Zukunft gründen wollen, und daß nur Frau Menga ihr diese Demütigung, diese Schmach erspart hatte. So wurde sie immer scheuer, ihre Stimme immer gequälter. Sie nahm alle Kraft zusammen, um nicht in Tränen auszubrechen.

Warum war sie hergekommen, warum noch so kindisch töricht Fortunat vorausgeeilt? Weil sie sich überschätzt hatte, ihr Opfer überschätzt.

Was wollte sie hier, was konnte sie hier wollen? Wenn Fortunat jetzt zur Mutter kam — sie fühlte jeden warmen Blick, den Frau Menga den Hang hinab zur Straße gleiten ließ — dann war sie überflüssig, ein Eindringling, heimatlos, nur von der Großmut der andern geduldet, von ihrer Großmut, die ihr den Sohn zurückgegeben.

Frau Menga spürte immer deutlicher die Qual der Jungen. Sie blieb stehen und schaute ihr in die Augen, zu denen Tränen aufstiegen, und schaute durch diese Augen hindurch die scheue Seele, die nach einem Halt suchte, die schenken wollte und es nicht wagte aus Angst, zurückgewiesen zu werden.

In einem einzigen Augenblick, wie ihr alle Erkenntnis kam, erkannte sie dieses Kind, schaute sie es der kalten Sachlichkeit seiner Mutter gegenüber, die es immer eingeschüchtert hatte. So waren diese Augen randvoll mit Tränen gewesen, als das Mädchen damals bei seinem ersten Breiler Aufenthalt freudeglühend von dem Streifzug heimgerannt kam und die Mutter ihm mit einem scharfen Tadel über das beschnüßte Kleid die Freude zerrissen hatte.

Halb unbewußt hatte Ellen für ihr eigenes verkümmertes Wesen Schutz und Halt bei Fortunat gesucht. Ach, und dieser Fortunat war noch zu knabenhaft gewesen, hatte sich selber noch nicht gefunden und deshalb sich hinüberziehen lassen, dorthin, wo beide keine rechte Heimat hatten. Die rechte Heimat mußten sie erst zusammen finden, die beiden.

„Ellen“, wandte sich Frau Menga der Begleiterin zu, hielt aber sofort inne, im Zweifel darüber, ob und wie Fortunat mit ihr geredet. „Liebe, erzähl doch etwas.“

Ellen fühlte, daß Frau Menga aus Schonung nicht zu sprechen anfang, und als sich deren Arm tastend auf den ihren legte, brach sie das Schweigen. Sie ertrug es nicht länger.

„Fortunat hat mit mir gesprochen, hat mir alles gesagt.“ Nur eine Sekunde zögerte sie: „Auch, daß du es ihn geheißt hast.“

Da flammte Frau Mengas Mitleid auf: „Der dumme Bub! Das war gar nicht so. Nur im ersten Augenblick. Er hätte schon von selbst mit dir gesprochen, konnte doch nicht anders.“

Ellen schämte sich noch mehr bei dem Versuch Frau Mengas, ihr zu helfen, die traurige Tatsache zu beschönigen. Sie hätte sich flüchten, sich verkriechen mögen mit ihrer Schande, ihrem Schmerz.

Aber Frau Menga schob sie sanft die paar Schritte hinauf zum Stein und zog sie auf die Bank, die weit ausblickend, vor der Straße gedeckt, im Schutze des Felsblods stand.

„Nein, nein“, wehrte Ellen in ausbrechender Selbstanklage jede Besänftigung ab, „ich weiß es ja, ich war Fortunats Unglück, was ich anfasse, wird zum Unglück, immer schon —“

„Lena, Kind, was denkst du, was sagst du!“

Frau Mengas Arme öffneten sich, und — erst ungläubig aufhorchend — dann mit einem Jubelruf wie dem ersten Taucher eines kleinen Kindes schmiegte Ellen sich hinein.

„Lena, mein Kind“, wiederholte Frau Menga, strich der Zungen über Stirn und Haare, und es wurde ihr erst jetzt bewußt — und ein seliges Lächeln ging auf ihrem Gesicht auf — daß sie ganz selbstverständlich für Ellen ihren Namen gefunden und ihr Heimatrecht gegeben hatte in ihrem Herzen.

Das große Kind in ihren Armen hob die Augen zu ihr empor und schaute sie mit Inbrunst an: „Mutter, jetzt habe ich eine Heimat bei dir, jetzt hast du mir einen Namen geschenkt, einen eigenen —“

Ihr war, als ob Berge von ihr fielen und ihr eingezwängtes Selbst freiließen, und dann schämte sie sich wieder, daß sie mit einer Großmutsgebärde hergereißt war und nun so reich beschenkt wurde. Sie löste sich aus Frau Mengas Armen und legte den Kopf in ihren Schoß.

Frau Mengas scharfe Augen hatten auf der untersten Strahlenkehre Fortunat erblickt. Sie winkte mit ihrem Tuch, und sein Hut flog hoch in die Luft.

„Lena, jetzt biegt er um die Ecke, geh ihm entgegen. Du kennst ja die Abkürzungen.“

„Mutter, laß mich“, schmiegte sie sich noch fester an, „schick mich nicht fort.“

„Nein Kind, ich will dich schon behalten. Nur den Fortunat sollst du mir holen.“

„Heimholen, Mutter, zu dir.“

Sie wollte aufstehen und konnte doch Frau Mengas Hände nicht loslassen und wurde plötzlich brennend rot: „Aber wenn er mich nicht mehr lieb hat, nicht fest lieb hat?“

Frau Menga war ihres Sohnes sicher: „Lena, hätte er dich gefreut, wenn er dich nicht lieb gehabt, und jetzt erst — So geh doch, und versuchs!“

„Aber wir haben ja gar nichts besprochen, gar nichts ausgemacht —“

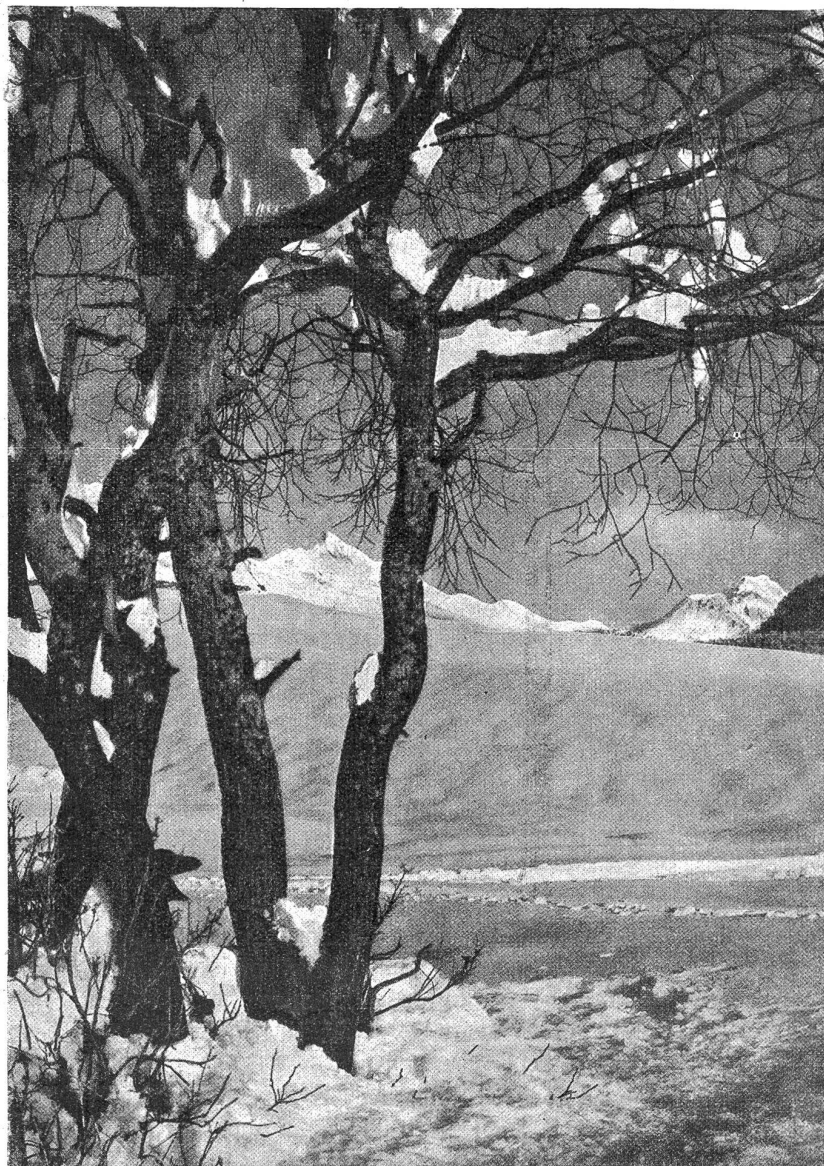
„Nichts und vielleicht alles, das Einzige, das Größte.“

Sie lachten einander an, und als Ellen schon verschwunden war, kehrte sie noch einmal zurück, küßte Frau Menga ganz scheu und schnell und sprang in großen Sätzen den Hang hinunter.

Frau Menga blieb sitzen und wartete auf ihre Kinder. Es war eine große Ruhe in ihr, nur fühlte sie, wie alles in ihr sich dehnte und weitete, die Augen den verklärten Glanz der Berge im Abendchein, der fernhin ziehenden letzten Wolken kaum zu fassen vermochten.

Sie wollte nichts denken, nur warten, warten. Und dachte doch, wie töricht die Menschen, die nicht warten können. Wenn sie doch wüßten, wie alle Erfüllung nach Vergänglichkeit schmeckt, den Todeskeim in sich trägt, während dieses Warten aus innerer Ruhe heraus ein Stück Ewigkeit war.

Jetzt würden sie sich finden, die beiden, ihre Kinder, in großer neuer Liebe, nachdem sie sich selber gefunden hatten.



Winterlandschaft bei St. Moritz.

Frau Menga schaute unverwandt nach dem Horn, aus dessen dunklem Geäst die weiße Straße emporstieg, den Augenblick nicht zu versäumen, wo die beiden auftauchten. Oft hatte sie schon hier Ausschau gehalten, aber so Reiches hatte ihr die Straße noch nie gebracht.

Da schollen schon Stimmen herauf, tauchten Gestalten empor: ein ganzes Trüpplein, ein Karren, nicht die Ersehnten. Doch, da schwenkte einer den Hut, Fortunat, der Mutter Binas Holzkarren schob, Ellen das Kleine im Rotröcklein auf dem Arm, Mutter Bina, mühselig und gebückt, den barfußstoffelnden Buben nachziehend. Nun war die Höhe erreicht. Fortunat schob den Karren auf den ebenen Weg, Ellen stellte das Kleine auf die krummen Beinchen, und als die Alte noch dankte und winkte, saßen die beiden schon neben Frau Menga und hielten schweigend ihre Hände.

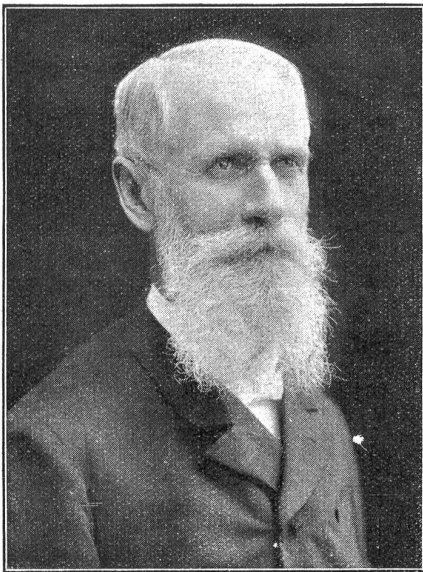
„Ist das schön hier“, jubelte Fortunat, „dieses Frühlingsland und ihr beide!“

Ellen errötete. „Mutter, sag du's ihm.“

„Was, Kind?“

„Daß ich mit ihm gehe, wohin sein Weg ihn führt, das weiß er schon, aber das andere — —“

„Daß du — — Lena?“ Sie strich über ihr Haar.



Prof. Dr. Karl Hilty.

„Ja, Fortunat, wenn ich sie dir nicht entgegengeschickt hätte, wäre sie bei mir geblieben, und du mußt mir's danken.“

Fortunat schaute die beiden Frauen an. Ellen war's, als ob Frau Mengas Liebe ihr neuen eigenen Wert verliehe. Es ging ein Schein von Glück und Stolz auf ihrem Gesicht auf, löste ihre ganze Gestalt zu einer stillen Anmut, daß Fortunat mit feuchten Augen es verschlang und zusammen mit der Mutter Hand die Hand Ellens erfaßte.

„Fortunat, ich glaube, wir sind hier bei der Mutter neue Menschen geworden, und wir müssen nun auch zusammen einen neuen Weg gehen.“

„Nicht neu, nur wir selber wollen wir sein und den eigenen Weg, unseren Weg gehen. Mutter, und hab keine Angst, daß ich wie ein Knabe handeln werde. Wir wollen heimkommen — —“

Seine Pläne legte er dar, wie er, ohne die Schwiegereltern zu verletzen, sich dort lösen wolle, dankbar für alle gewonnene Einsicht, ohne die er nie für die Heimat schaffen könnte, was er hoffte, was sie hofften, alle drei: „Anabhängig, schlicht und frei und mit reinen Händen.“

Da hielt es Frau Menga nicht länger. Vor ihr sproßte eine Saat auf, wie sie sie herrlicher nicht erträumt hatte. Sie mußte allein sein, allein mit dem Freudesturm, der ihre Seele durchrauschte.

„Kinder, liebe Kinder, geht heim und laßt mich einen Augenblick. Nein, nein, nur daß ich die Freude ertrage.“

Schon eilte sie den Höhenweg hinan, jung und stark, weiter und weiter durch die dunkeln Saatfelder mit dem zartspießenden Grün, auch die letzten steilen Schritte noch bis hinauf zur Birke, wo sie nie mehr gestanden, seit sie vor langen Jahren ihr junges Brautglück und alle große Hoffnung ihres Lebens hier hinauf getragen.

Still stand sie oben, schaute hinauf zur Birke, die sich dem Frühlingswind neigte, hinaus ins verdämmende Land und konnte es kaum fassen, daß das so leicht war, was sie so schwer geglaubt, daß sie so reich beschenkt worden, wo sie nur großmütig zu opfern gemeint hatte. Sie hatte sich hingegen und sich selbst erst empfangen und wollte nichts mehr als geben, geben — sie lächelte, um immer neu zu empfangen. Sie lächelte auch, daß sie vom Fest die Bestätigung ihres Glückes hatte empfangen wollen. Die brauchte sie nicht mehr.

In reifer neuer Mutterschaft stand sie hier oben neben der Birke. Die Liebe zum Gatten ihrer Jugend, zu den Kindern, zur Heimat floß zusammen in ein großes Gefühl, in dem sie die Hände faltete, und ihr war, als erlebte sie zum erstenmal das größte Wunder, das Himmel und Erde kennen, das der Frühlingssturm brauste, dem die Birke sich neigte, das Wunder der Liebe. E n d e.

Prof. Dr. Karl Hilty.

Zum 100. Geburtstag, 28. Februar 1933.

Der Berner Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Karl Hilty war der erste Vertreter der Schweiz im Internationalen Gerichtshof im Haag, Mitglied des schweizerischen Nationalrates, Oberauditor der schweizerischen Armee während vielen Jahren, Verfasser von heute noch äußerst geschätzten wissenschaftlichen Arbeiten über Geschichte und Rechtsfragen. Schon diese Tätigkeit würde es rechtfertigen, zum 100. Geburtstag seiner zu gedenken. Aber Hilty ist der breiten Öffentlichkeit mehr als wahrhaft christlicher Epiker bekannt geworden. Früher fehlten seine Bücher nur in wenigen Häusern und heute noch trifft man sie vielerorts neben Bibel und Gesangbuch. Hilty, der hochgebildete Akademiker, wagte es, zu einer Zeit im Hörsaal, an Volksversammlungen, im Parlament ethische und religiöse Fragen anzuschneiden, als die gebildeten Kreise sich gegen solche Dinge eher ablehnend, wenigstens gleichgültig verhielten. Wohl machte sich ein gewisser Spott infolgedessen auch an ihn heran, aber Hilty machte sich nichts daraus. Der frühere amerikanische Bundespräsident Roosevelt bezeichnete Hiltys „Glück“, wohl sein bekanntestes Buch, als eines der besten Werke der Weltliteratur und empfahl den amerikanischen Studenten das Studium angelegentlich. Dieses Buch wurde in zahlreiche fremde Sprachen übersetzt, auch in die russische. Eine russische Zeitschrift urteilte damals: „Es gehört zu den Büchern, die nicht veralten und einen bleibenden Wert haben; gerne und oft wird der gebildete Leser darauf zurückgreifen, zu geistiger Anregung, zur Beseitigung von Zweifel und Alleinmut und zur Förderung und Befestigung seines äußeren Lebens.“ Die Frage, was Glück sei, beantwortet Hilty in positiv christlichem Sinne. Ihm besteht das in dieser Welt erreichbare dauernde Glück in beständiger, nützlicher Arbeit, verbunden mit einer ebenso beständigen Nähe Gottes. Wer das zu mystisch finde, könne ja einstweilen versuchen, „Glück“ durch den Ausdruck „Leben in großen und wahren Gedanken“ zu ersetzen.

Hilty schrieb auch über „Höflichkeit“, die ihm veredelte Natürlichkeit ist, eine Vorstufe der Freundschaft, der Liebe verwandt. Bekannt ist „Für schlaflose Nächte“, eine Fülle nachdenklicher Gedanken enthaltend. Wertvoll sind „Ueber Neurasthenie“ und „Kranke Seelen“, beide aus einem verständnisvollen Herzen geschrieben. In „Briefe“, „Neue Briefe“ und „Ueber Freundschaft“ offenbart sich Hilty als großer Menschenkenner und Seelenforscher. Die Freundschaft ist ihm das stärkste, dauerhafteste, edelste Gefühl, dessen ein Menschenherz fähig ist.